

Andrea Zemskov-Züge

Perestrojka und Erinnerung in Leningrad

Der „Umbau“ des Blockade-Gedenkens in Russland und seine Rezeption in Deutschland¹

In den späten 1980er Jahren erfuhr die öffentliche Meinung in der Sowjetunion einen erdrurtsartigen Wandel. Er erschütterte die ideologischen Säulen, auf denen der sowjetische Staat geruht hatte. Alte Gewissheiten, sowohl der Bevölkerung als auch der politischen Kaste, wurden in Frage gestellt: „In kürzester Zeit entstand eine Meinungsvielfalt, die man nicht nur in der westlichen Welt für unmöglich gehalten hatte. Nicht länger bestimmte die Partei, worüber Zeitungen, Radio und Fernsehen berichten durften. Glasnost' befreite die publizistische und sonstige Öffentlichkeit von der zentnerschweren Bürde des obrigkeitlichen Ideologiemonopols, das zu den Prinzipien nicht erst des Stalin'schen sondern schon des Lenin'schen Staates gehört hatte.“²

Bei Interviews mit Überlebenden der Blockade Leningrads, die Mitte der 1990er Jahre geführt wurden, waren die Nachwirkungen dieser tiefen Erschütterungen noch deutlich zu spüren. Was die Erinnerung an die Blockade betraf, so machten sie sich zumeist an einem bestimmten Werk fest: dem Blockadebuch. Besonders umstritten war bei den GesprächspartnerInnen ein Kapitel, in dem von Kannibalismus in der belagerten Stadt berichtet wurde, aber auch Berichte darüber, dass während der Hungersnot auch Haustiere gegessen worden waren. Die einen bestätigten diese Phänomene. Sie erzählten dazu häufig eigene Erinnerungen und Geschichten. Andere bestritten solche Vorkommnisse vehement oder betonten, dass es sich dabei nur um absolute Ausnahmereischeinungen gehandelt habe.³ In manchen Gesprächen wurde Verbitterung darüber artikuliert, dass das Kriegsgedenken durch solche unschönen Themen verunstaltet und seiner Heldenhaftigkeit beraubt werde. In anderen klang Erleichterung darüber an, dass schwierige Themen endlich zur Sprache kommen konnten. Seit Kriegsende hatten in der Sowjetunion im Gedenken an die Blockade immer wieder Wandlungen der Erinnerungssemantik stattgefunden.⁴ Der grundlegendste und umfassendste

¹ Die Autorin bedankt sich bei den InterviewpartnerInnen und der Firma Zero Film, Berlin, die die Zeitungsausschnitte für die nachfolgenden Analysen zur Verfügung gestellt haben.

² *Manfred Hildermeier*: Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates. München, 1998, S. 1027.

³ Die Verfasserin bezieht sich hier auf Interviews, die sie selber 1996 und 1997 für ihre Magisterarbeit geführt hat. *Andrea Zemskov-Züge*: „Die Sowjetische Frau im Großen Vaterländischen Krieg“. Rollenbilder in Publizistik und autobiographischen Interviews am Beispiel Leningrads. Unveröffentlichtes Manuskript, eingereicht als Magisterarbeit am Fachbereich für Geschichte der Freien Universität Berlin, WS 1999/2000.

⁴ Im Russischen ist von richtungsweisenden („ustanowočnye“) Forschungsbeiträgen die Rede, die neue Aspekte beleuchteten und Zugeständnisse an unter der Hand bereits bekannte Infor-

Wandlungsprozess wurde jedoch zweifellos durch den angestrebten Umbau des sowjetischen Staates und die Politik der Glasnost' ausgelöst, die eine grundsätzliche Enttabuisierung und Beseitigung der „weißen Flecken“ in der sowjetischen Geschichte zum erklärten Ziel hatte. Dieser Wandel des Gedenkens blieb jedoch nicht auf Russland beschränkt. Nach dem Ende der Sowjetunion vervielfältigten sich die kulturellen Kontakte zwischen Deutschen und Russen. Es eröffneten sich neue Reise- und Forschungsmöglichkeiten, und Informationen wurden leichter ausgetauscht. Dies führte auch in Deutschland zu einer anderen Wahrnehmung der ehemaligen Kriegsgegner und ihrer Sicht des Krieges, darunter auch der Belagerung Leningrads.

Dieser Aufsatz nimmt diese Phase des grundlegenden „Umbaus“ des Gedenkens in den 1980er und frühen 1990er Jahren in den Blick: Anhand von Veröffentlichungen in sowjetischen Zeitungen soll zunächst gezeigt werden, wie sich mit Perestrojka und Glasnost' Darstellungen der Blockade in den Zeitungen radikal änderten. Nachfolgend wird ein Diskurs näher betrachtet, der alte Gewissheiten und neue Stalinismuskritik in sich vereinigte: die Zeitungskampagne um die Neueröffnung des Leningrader Verteidigungsmuseums in den späten 1980er Jahren. Anhand des deutschen Films „Blockade. Leningrad 1941–44“ und seiner Rezeption in der deutschen Öffentlichkeit wird abschließend betrachtet, ob und wie die neue sowjetische Erinnerungssemantik in der deutschen Öffentlichkeit Widerhall fand.

Ausgangslage: frühe 1980er Jahre

Um den Wandel, der sich in den 1980er Jahren in der sowjetischen Öffentlichkeit vollzog, richtig einordnen zu können, muss man sich vergegenwärtigen, dass die Literatur und alle publizistische Arbeit in der Sowjetunion jahrzehntelang im Dienst des Staates stand. Seit 1932 musste sich alle schriftstellerische Arbeit am Paradigma des „Sozialistischen Realismus“ orientieren. Die rigiden Grundsätze dieser einzig anerkannten künstlerischen Richtung beinhalteten zahlreiche Tabus bezüglich Darstellung und Inhalten, die in Literatur und Kunst vorkommen sollten. Auch historiographische und literarische Bearbeitungen der Belagerung Leningrads waren von dieser ästhetischen Richtung geprägt: So waren beispielsweise die Darstellung physiologischer Vorgänge und umso mehr alle Beschreibungen von Hunger und dessen Folgekrankheiten verpönt. Ohne diese konnte jedoch die Situation der Leningrader Zivilbevölkerung während des Krieges nur äußerst unzureichend beschrieben werden.⁵ Stattdessen wurde versucht, mittels positiver

mationen machten. Vgl. *Andrej Dzeniskevič: Blokada i politika. Oborona Leningrada v političeskoj kon'junktore*. Sankt-Peterburg, 1998, S. 38 f.

⁵ Zu den Tabus des Sozialistischen Realismus siehe: Katerina Clark: *Socialist Realism in Soviet Literature*. In: *Neil Cornwell* (Hrsg.): *Reference guide to Russian Literature*. Chicago, 1998, S. 55–59, S. 55.

Helden, ein Bild von der Blockade zu zeichnen, das den Akzent weniger auf die Not der Bevölkerung, als auf ihren Heroismus legte.⁶ In Grundzügen blieb diese, in der Stalinzeit als einzig zulässig verordnete Darstellungsweise, in den sowjetischen Massenmedien bis in die 1980er Jahre hinein erhalten.

Im Dezember 1982 präsentierte die Zeitung „Sovetskaja Rossija“ ihrer Leserschaft das Porträt eines Kriegshelden: Der aus Leningrad stammende Viktor Petrov hatte während des Krieges als vierzehnjähriger im Elektrosila-Werk in Leningrad gearbeitet. Während eines Angriffs auf die Fabrik hatte der Junge seinen Vater verloren. Vierzig Jahre später wurde er an seinem Wohnort in Omsk von Journalisten besucht, die ihn als jungen Fabrikarbeiter porträtiert hatten. Eine Schlüsselszene des Porträts beschreibt ihn bei der Arbeit:

Jeden Morgen kam Viktor in die Werkshalle und führte Aufträge aus. Er war geschickt und verständig, zuverlässig übererfüllte er die Norm. Dem jungen Dreher wurden einige deutsche Kriegsgefangene unterstellt. An Geschicklichkeit waren sie dem Jugendlichen kaum unterlegen, aber zum Ende der Schicht schaffte er es, mehr herzustellen als jeder einzelne von ihnen. Er reihte die Teile nebeneinander auf, um den Unterschied zu unterstreichen. Das Duell endete mit einem Sieg: die Gefangenen baten darum, in eine beliebige andere Abteilung versetzt zu werden.⁷

Die Darstellung des Arbeiters Petrov erinnert an Vasja Antipov, einen anderen jungen Arbeiter aus Leningrad, der 1942, während der Blockade, in der Zeitschrift „Propaganda i Agitacija“ wie folgt charakterisiert worden war:

Er hatte Fieber. Der Arzt wies ihn an, nachhause zu gehen, aber Antipov ging stattdessen in die Werkshalle. Man hatte ihm am Vorabend eine Aufgabe übertragen – in 8 Stunden 100 Teile zu produzieren. ‚Warum bist du gekommen?‘ Sprach ihn der Werkshalleiter an. ‚Du bist krank, geh nach Hause.‘ ‚Ich mache den Auftrag für die Front fertig und gehe. Aber versuchen sie vorher nicht, mich zu überreden, ich höre vorher auf keinen Fall auf zu arbeiten‘. Antipov machte in 5 Stunden 120 Teile und erst dann ging er weg. Am Arbeitsplatz sagen sie nun über ihn: ‚Er ist ganz wie ein verletzter Krieger. Bevor er die Aufgabe erledigt hat, hört er nicht auf zu kämpfen.‘

Beide Textausschnitte weisen einige typische Merkmale des Leningrad-Patriotismus auf, wie er in der Kriegspropaganda und in der frühen Nachkriegszeit verbreitet war: Die Leningrader Arbeiter wurden, häufig nach Anführung eines Ausspruchs Lenins, als besonders fleißig und geschickt und fortschrittlich dargestellt.⁸ Nach dem Dogma des Sozialistischen Realismus stärkten schwierige Erfahrungen, wie im Falle Petrovs der Tod des Vaters, oder widrige Umstände, wie die Krankheit Antipovs, den Einzelnen nur und spornten ihn an, noch größere Leistungen zu vollbringen. In der Kriegspropaganda, zumal über die Frontstadt

⁶ Vgl. *Andrea Zemskov-Züge*: Helden um jeden Preis. Leningrader Kriegsgeschichte(n). In: *Osteuropa* 61 (2011), H. 8–9, S. 135–153.

⁷ *J. Burov*: Dve medalii. Vstreča s geroem oborony Leningrada. In: *Sovetskaja Rossija* (22. 12. 1982), Nr. 293, ohne Seitenangabe. Die hier zitierten Zeitungsartikel und Leserbriefe entstammen den privaten Archiven von Interviewpartnerinnen der Autorin, sowie dem Archiv der Firma Zero Film, Berlin. Nicht in allen Fällen sind daher die Seitenzahlen der Ausschnitte überliefert.

⁸ Vgl. z. B. *S. I. Avvakumov, E. V. Alekseeva*: Leningrad dvaždy ordenonosnyj. Leningrad, 1945, S. 20, 23, 26.

Leningrad, war die Gleichsetzung von Produktionstätigkeiten mit dem Kampf an der Front üblich. Arbeitserfolge wurden, wie in den angeführten Beispielen, als symbolische militärische Siege interpretiert. Obwohl zwischen der Veröffentlichung beider Texte 40 Jahre liegen, waren diese Charakteristika der Darstellung erhalten geblieben.

Die angeführten Textstellen dokumentieren, dass die Semantik der Erinnerung an die Belagerung Leningrads, die in den sowjetischen Zeitungen der frühen 1980er Jahre verbreitet war, wesentliche Elemente mit der Kriegspropaganda und dem sozialistischen Realismus der 1940er Jahre gemeinsam hatte. In den sowjetischen Zeitungen war, Anfang der 1980er Jahre, die Welt des Gedenkens noch „in Ordnung“: „Die Leningrader“ galten als Helden, als die sie ja auch in der Geschichtsschreibung zu Revolution und Bürgerkriegs dargestellt wurden: Arbeiter und Soldaten hatten Hand in Hand gekämpft und die Stadt Lenins vor dem Untergang gerettet. Das Leiden der Zivilbevölkerung wurde zwar nicht völlig totgeschwiegen, hatte jedoch seinen – begrenzten – Platz auf dem Leningrader Piskarevo-Friedhof. Die sowjetische Bevölkerung und die Stadt Leningrad waren gestärkt aus dem Krieg hervorgegangen. Der Sieg war eine Erfolgsgeschichte. Sie zeigte, dass das sowjetische Gesellschaftssystem auf dem richtigen Weg und den kapitalistischen Gesellschaften, insbesondere der deutschen, überlegen war.⁹

Während diese Gewissheiten noch in der offiziellen Gedenkrhetorik der Tageszeitungen verankert blieben, hatte sich bereits in den 1970er Jahren eine kulturpolitische Entspannung angekündigt, die nicht ohne Auswirkungen auf das Kriegsgedenken und die öffentliche Erinnerung an die Blockade bleiben sollte. Die „Kulturpolitik der Brežnev-Administration“ versuchte, die „Fassade einer ideologisch und ästhetisch homogenen Kultur aufrechtzuerhalten“¹⁰. Gleichzeitig erstarkten in den späten 1970er Jahren, vor allem in der Literaturszene die Stimmen, die sich für mehr künstlerische Freiheit einsetzten. Schriftsteller wie Andrej Bitov, Vasilij Aksenov, Viktor Erofeev und andere schlossen sich gegen die Verarmung der sowjetischen Literatur zusammen und forderten mehr künstlerische Freiheit. Seit der Gründung des sowjetischen Schriftstellerverbandes 1934, musste man darin Mitglied sein, um in den staatlichen Verlagen und Massenmedien publizieren zu können.¹¹ Im Dezember 1980 wurde nun in Leningrad eine unabhängige Autoren-gewerkschaft von Mitarbeitern von Samizdat-Zeitschriften gegrün-

⁹ Vgl. *Carmen Scheide*: „Ich habe gewusst, dass das Kriegsende für mich sehr schmerzhaft sein wird.“ Individuelle Kriegserinnerungen in der Sowjetunion. In: *Zeitgeschichte-online*, Mai 2005, URL: <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/ich-habe-gewusst-dass-das-kriegsende-fuer-mich-sehr-schmerzhaft-sein-wird> (20. 10. 2014).

¹⁰ *Dirk Kretzschmar, Matthias Stadelmann*: Kulturpolitik. In: *Stefan Plaggenborg, Manfred Hellmann, Klaus Zernack, Gottfried Schramm* (Hrsg.): *Handbuch der Geschichte Rußlands*. Band 5,2. Stuttgart 2002, S. 1153–1210, S. 1184.

¹¹ Zum Sowjetischen Schriftstellerverband und seiner Funktion Vgl.: *Jack F Matlock*: The „Governing Organs“ of the Union of Soviet Writers. In: *American Slavic and East European Review*, 15 (1956), 3, S. 382–399. *John Garrard, Carol Garrard*: *Inside the Soviet Writers' Union*. New York 1990.

det. Unabhängige Autoren griffen den kulturpolitischen Apparat so massiv an, dass dieser bereits geschwächt in die 1980er Jahre ging.¹² Ein Zentrum der Bestrebungen den Sozialistischen Realismus zu dekanonisieren, bildete sich in der Moskauer Literaturzeitschrift „Novyj Mir“ heraus.¹³

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen ist auch die Entstehung des Blockadebuches zu verstehen, das der Leningrader Schriftsteller Daniil Granin und sein belorussischer Kollege Ales' Adamovič Mitte der 1970er Jahre gemeinsam verfassten. Im Unterschied zu anderen Publikationen derselben Zeit, stützten sich die Autoren ausschließlich auf die Erzählungen Überlebender. Auf diese Weise wurden das Leben und das Überleben einzelner Zivilpersonen in der belagerten Stadt konsequent ins Zentrum gerückt und militärgeschichtliche Fragestellungen weitgehend ausgeblendet. Diese Vorgehensweise förderte eine Reihe wichtiger Themen zutage, die zwar den Überlebenden in Erinnerung geblieben waren und auch in den Familien erzählt wurden, bisher jedoch nicht Gegenstand von Veröffentlichungen geworden waren. Zunächst fanden sich in Leningrad kein Verlag und keine Zeitschrift, die bereit waren, das Buch zu drucken. Bevor es 1977¹⁴ erstmals in Teilen in „Novyj mir“ erscheinen konnte, hatten die Autoren massive Probleme mit der Zensur.¹⁵ Weder das später so umstrittene Kapitel über Kannibalismus, noch ein Kapitel über die Leningrader Affäre, eine Parteisäuberung, der 1949/50 die meisten hochrangigen Leningrader Parteifunktionäre der Kriegszeit zum Opfer gefallen waren, gingen in die ersten Auflagen des Buches ein. Daniil Granin erinnert sich an die gespaltenen Reaktionen der Leserschaft: „Das Buch erschien und rief auf der einen Seite Empörung bei den Parteihistorikern darüber hervor, dass wir ‚das heldenhafte Bild der Leningrader Epopöe‘ zerstören. Auf der anderen Seite kamen hunderte Briefe von Blockadeüberlebenden, die ihre Erzählungen schickten, um das Buch zu ergänzen. Einige forderten von uns noch mehr Wahrheit, sie sagten, wir hätten geschönt, es hätte noch schrecklichere Sachen gegeben und so weiter.“¹⁶

Granin führt die Schwierigkeiten, das Buch in Leningrad zu veröffentlichen auf die Einflussnahme des Leningrader Bezirkskomitees der KPdSU und insbesondere eines bestimmten Bezirkssekretärs zurück. Erst unter dessen Nachfolger konnte das Blockadebuch ab 1984 auch in Leningrad erscheinen.¹⁷

¹² Kretzschmar/Stadelmann, Kulturpolitik, S. 1186.

¹³ Ebenda, S. 1187.

¹⁴ Ales' Adamovič, Daniil Granin: Glavy iz blokadnoj knigi. In: Novyj mir (1977), 12, S. 25–158. Im politischen Zentrum Moskau verfügten Verlage und Zeitschriften über mehr Freiheiten als in St. Petersburg oder provinzielleren Städten. Auch das – nicht unumstrittene – Blockadedetagebuch von Vera Inber konnte 1945 zunächst in der Moskauer Zeitschrift „Znamja“ erscheinen, bevor es, ein Jahr später, auch ein Leningrader Verlag abdruckte.

¹⁵ Daniil Granin: Istorija, sozdanija ‚Blokadnoj knigi‘. In: Družba narodov (2002), 11. <http://magazines.russ.ru/druzhba/2002/11/gran-pr.html>, (16. 10. 2014).

¹⁶ Ebenda.

¹⁷ Arlen Bljum: Blokadnaja kniga v cenzurnoj blokade. In: Neva (2004), 1, S. 238–245, 243f.

Wandel der Gedenkrhetorik ab 1987

Die wechselhafte Geschichte des Blockadebuches zeigt, wie bereits seit den späten 1970er Jahren, Schritt für Schritt, das Paradigma des Sozialistischen Realismus an Einfluss verlor. Diese zögerlichen Entwicklungen beschleunigten sich drastisch während der Amtszeit Michail Gorbachevs als Generalsekretär der KPdSU. Während die erste Phase seiner Amtszeit 1985/86 mehr von wirtschaftlichen Reformprojekten geprägt war, begann ab Ende 1986 mit der Politik der Glasnost' ein ideologischer und kulturpolitischer Umbruch. Im Februar 1987 hielt Gorbachev vor Wissenschaftlern und Journalisten eine Rede, in der er dazu aufforderte, die „weißen Flecken“ in der sowjetischen Geschichte zu entfernen.¹⁸ Diese folgen-schwere Aufforderung entwickelte eine ungeheure Sprengkraft. Themen, die jahrzehntelang unberührt geblieben waren, wurden nun zur öffentlichen Diskussion freigegeben, darunter der stalinistische Terror und die Zwangskollektivierung mit ihren verheerenden Folgen.

Auch auf die Darstellung der Blockade in den sowjetischen Tageszeitungen wirkte sich die „Beseitigung“ der weißen Flecken aus. Es wurde nun möglich, auch solche Erinnerungen und Erfahrungen öffentlich mitzuteilen, die nicht mit dem vorgegeben Heldenmythos übereinstimmten. Am 4. März 1987 erschien beispielsweise in der „Leningradskaia Pravda“ der Leserbrief eines Majors außer Dienst unter der großen Überschrift „Ich habe nichts Heldenhaftes getan“. Der Zeitzeuge schrieb: „Wenn ich die Aufforderung höre, meine Kriegserinnerungen, meine Fronterlebnisse zu teilen, verspüre auch ich den Wunsch, zu erzählen, was ich mit meinen 18 Jahren gesehen habe. Aber jedes Mal taucht ein Hindernis auf – ich habe nichts Heldenhaftes getan.“¹⁹

Auch im Artikel einer Zeitzeugin, die in derselben Ausgabe der Zeitung auf dem Titel erschien, war weniger von Helden, als von Menschen die Rede, die einander während der Blockade geholfen hätten: „Heute hört man viele gute Worte über die Heldenhaftigkeit der Leningrader. Aber keiner dachte damals an Heldentum. Wir waren einfach gewöhnliche Arbeiter auf unseren Posten, die ihrer geliebten Stadt bis zum letzten Atemzug die Treue hielten.“²⁰

Der Wandel in der Erinnerung an die Blockade beschränkte sich nicht darauf, dass die Überlebenden nunmehr auch weniger heldenhafte und alltäglichere Erfahrungen in der Öffentlichkeit preisgeben konnten, oder dass sie das Attribut der Heldenhaftigkeit mit bescheidenen Gesten ablehnten. Gleichzeitig wurden auch Stimmen laut, die die Leningrader Behörden, ihren Umgang mit dem Hunger und auch die Politik des öffentlichen Gedenkens kritisierten. In einem Leserbrief in der Zeitung „Leningradskaia Rabočij“ vom 18. November 1988, äußerte ein Ingenieur namens Roslov Zweifel daran, dass im belagerten Leningrad wirklich kei-

¹⁸ Hildermeier, Geschichte der Sowjetunion, S. 1026.

¹⁹ M. Vorobëv: Ničego geroičeskogo mnoju ne soveršeno. In: Leningradskaia Pravda (04. 03. 1987), No 52, S. 2.

²⁰ R. Jakovleva: Dalekoe-Blizkoe. In: Leningradskaia Pravda (52), 04. 03. 1987, ohne Seitenangabe.

ne Lebensmittelreserven vorhanden gewesen seien. Er bezog sich auf Augenzeugenberichte, nach denen im Sommer 1945 große Mengen verdorbener Konserven aus der Stadt gebracht und vergraben worden seien.²¹ Ein anderer Leserbrief in derselben Ausgabe beschäftigte sich mit einer Frage, die in den späten 1980er Jahren immer häufiger gestellt wurde: Ein Zeitzeuge berichtete darin von einem Gespräch mit einem Studenten, der ihn fragte, ob es nicht besser gewesen wäre, die belagerte Stadt aufzugeben. Der Autor des Briefes, Čaščin, verneinte die Frage empört. Dass sie überhaupt so gestellt wurde, führt er ausdrücklich auf die Politik der Glasnost zurück: „Glasnost ist eine gute Sache, aber wenn man sich ihrer einseitig bedient, leistet sie keine guten Dienste. Heute versuchen alle, besonders die Schriftsteller, indem sie Fakten und Mutmaßungen vermischen, die Vergangenheit unseres Landes irgendwie im trüben Licht erscheinen zu lassen [...]. Das führt dazu, dass die junge Generation und Leute mittleren Alters, deren ganzes bewusstes Leben in der Nachkriegszeit stattfand, den Veteranen der Partei, des Krieges und der Arbeit misstrauen. Sie stellen alles in Zweifel, was mit der Vergangenheit zu tun hat.“²²

Bei vielen Zeitzeugen, die sich jahrzehntelang als Helden gefühlt hatten und mit Stolz auf ihre Blockadevergangenheit zurückblickten, rief die bloße Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, Leningrad aufzugeben, große Empörung hervor. Der Blockadeüberlebende und Dichter Anatolij Molčanov fasste seine Empörung zu dieser Frage in ein Gedicht. Die Identität als *blokadnik* wird darin als symbolisches Kapital zur Intervention in geschichtspolitische Diskussionen eingesetzt. Der Autor beschwört die Toten auf dem Gedenkfriedhof Piskarevo, aus ihren Gräber aufzustehen, um derlei Frevel und ihre Urheber zu vernichten.²³

Aber nicht nur die Rolle der Behörden während des Krieges und das Verhalten der Veteranen wurde nun öffentlich hinterfragt, auch der Umgang mit der Blockadevergangenheit nach dem Krieg und in der Gegenwart wurden Gegenstand kritischer Artikel. Die Journalistin Alla Repina berichtete am 14. November 1989 in der Zeitung „Smena“ von ihren Recherchen zu einem Krematorium, das sich während der Blockade in einem Ziegelwerk, nahe dem in der Nachkriegszeit errichteten Siegespark befunden hatte. Sie beklagt die mangelnde Auskunftswilligkeit der Behörden sowie deren Gleichgültigkeit gegenüber der Tatsache, dass im Park die Asche tausender Menschen ohne Gedenktafeln verscharrt worden sei: „Und wirklich, was kann den Leningrädern die Stadtverwaltung schon sagen, der es jahrelang gleichgültig war, dass die Asche tausender und tausender Opfer der Blockade vom Asphalt bedeckt war? Auf Nachfragen zum Siegespark antworten die Angestellten des Apparats ausweichend: es gibt keine Dokumente, keine Be-

²¹ V. Roslov: Ob istorii – toľko pravdu!. In: Leningradskij Rabočij, 18. 11. 1988, S. 3.

²² V. Čaščin: Stojali nasmert' Leningradcy. In: Leningradskij Rabočij, 18. 11. 1988, S. 3.

²³ A. Molčanov: My iz blokady. stichotvorenija. St. Peterburg 1992, S. 39. Auch die Frage, ob Leningrad in St. Petersburg umbenannt werden soll, kommentiert Molčanov in Gedichtform und setzt dabei die Befürworter der Umbenennung mit den deutschen Angreifern gleich, ebd. S. 40.

weise – nur die Erinnerungen von Zeugen. Und in der Erinnerung kommen bekanntermaßen Mängel vor.“²⁴

In den Zeitungsbeiträgen und Diskussionen zu Blockade, die sich nach 1987 in den Leningrader und überregionalen Tageszeitung finden, wird ein Dilemma deutlich, in dem sich die Politik der Perestrojka von Anfang an befand: Um den Fortbestand des sowjetischen Staates zu sichern, war es notwendig geworden, Missstände öffentlich zu benennen und nach ihren historischen Gründen zu fahnden. Gleichzeitig brachte diese Offenheit schnell die Gefahr mit sich, neben den Missständen auch die Grundpfeiler des Sowjetischen Systems in Frage zu stellen. Um das System zu erhalten, war es daher ebenfalls nötig, einige ideologische Grundpfeiler unangetastet zu lassen: „Stalinismus war für die Kritik freigegeben, nicht aber die Sowjetunion.“²⁵ Wie Amir Weiner zeigt, hatte der Kriegsmythos in der Sowjetunion eine besondere integrative Dynamik entwickelt. Die Kriegserfahrung war zum einigenden Bezugspunkt unterschiedlichster Gruppen geworden. Dies war nicht nur ein Effekt der Propaganda, sondern auch durch die Bedeutung begründet, die viele Überlebende dem Krieg in ihrer Biographie und in der Geschichte ihres Landes beimaßen: „The hegemonic status of the Myth of the War can be traced not only to the Soviet state and its propaganda machine but equally, if not more so, to the identities of the articulators of the Myth in the localities, the peasant-soldiers, for whom the war turned into an autobiographical point of reference and a point of departure.“²⁶

Ebenso wie für die Soldaten galt dies auch für die Überlebenden der Blockade, die *blokadniki*. Ihr Selbstwertgefühl und politisches Bewußtsein waren von der Gewissheit geprägt, das Überleben ihres Staates, sowie der Stadt Leningrad unter Einsatz ihres Lebens gesichert zu haben. Die jüngeren Generationen standen, in dieser Sichtweise, für immer in der Schuld der älteren, die ihr Leben durch den Einsatz im Krieg überhaupt erst möglich gemacht hatten. Dieser Mechanismus sicherte, aus Sicht der Überlebenden, die Solidarität und Systemtreue der Jugend, wie in einem unausgesprochenen Gesellschaftsvertrag.²⁷ Allzu kritische Fragen, die die Fehler und Schwächen der Kriegsgeneration, die Rolle der Behörden während der Hungersnot in Leningrad, die Umstände des Massensterbens, die Versorgung der Eliten, Fehler bei der Evakuierung und andere problematische Bereiche in den Blick nahmen, wirkten auf das Verhältnis zwischen den Generationen aus. Sie bargen die Gefahr, dass der Kriegsmythos, der den gesellschaftlichen und intergenerationellen Zusammenhalt sicherte, Schaden nehmen könnte.

²⁴ A. Repina: *Pepeľ, kotoryj ne stučit v naši serdca*. In: *Smena* Jg. 1989 (14. 11.), Nr. 261, S. 2.

²⁵ Hildermeier, *Geschichte der Sowjetunion*, S. 1029.

²⁶ Amir Weiner: *The Making of a Dominant Myth: The Second World War and the Construction of Political Identities within the Soviet Polity*. In: *Russian Review* Jg. 55 (1996), 4, S. 638–660, S. 640.

²⁷ Andreas Langenohl: *Das nackte und das gute Leben. Eine sequenzanalytische Deutung der postsowjetischen Erinnerung der Opfer im Großen Vaterländischen Krieg*. In: Bernd Faulenbach, Franz-Josef Jelich (Hrsg.): *Transformationen der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989*. Essen, 2006, S. 253–273, sowie Nina Tumarkin: *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*. New York 1994.

Vor diesem Hintergrund werden Beiträge verständlich, die sich um den Erhalt des Heldenmythos bemühen. Ein solcher Beitrag ist der Artikel, den Dmitrij Chren'kov am 8. September 1990 in der „Leningradskaja Pravda“ veröffentlichte. Einerseits forderte Chren'kov darin dazu auf, der „Wahrheit in die Augen zu sehen“ und zu bekennen, dass es die Stalin'sche Führung gewesen sei, die das Land in den Tod geführt habe, gleichzeitig warnt er davor, die Rolle der Kommunisten bei der Verteidigung der Stadt zu unterschätzen. Er führt aus: „Es ist dringend notwendig, nicht nur die Verteidiger der Heimat zu rühmen, sondern uns auch endlich ernsthaft und tiefgehend mit den Gründen für die ernsthaften Misserfolge des Landes und der Armee auseinanderzusetzen. Wir haben gelernt, den Helden das Ihre zu geben. Es waren Tausende – an der Front und im Hinterland. Aber es hätte sehr viel weniger Soldatengräber geben können, wenn wir nicht mit Losungen jongliert, sondern die Kampferfahrung verallgemeinert hätten.“²⁸

Chren'kov balanciert zwischen der Aufrechterhaltung des Heldenmythos bei gleichzeitiger Erforschung der Fehler, deren Ursachen aber nicht dem Gesellschaftssystem, sondern ausschließlich der Stalin'schen Führung angelastet werden.

Die Berichterstattung über das Museum der Verteidigung Leningrads

Einen Diskurs, der im Balanceakt zwischen Bewahrung des Heldenmythos und Anprangerung der stalinistischen Verbrechen einen Mittelweg fand, bildete die Zeitungskampagne, die die Neueröffnung des Museums der Verteidigung Leningrads 1989 begleitete. Er nimmt einen wichtigen Stellenwert unter den Berichten zum Blockadethema ein, die in den späten 1980er Jahren in Leningrader Zeitungen zu finden sind. Seine Bedeutung speist sich aus der Vorgeschichte des Museums.

Das ursprüngliche „Museum der Verteidigung Leningrads“ war aus einer Ausstellung von erbeuteten Waffen und Kampfgerät entstanden, die seit dem Sommer 1942 in der belagerten Stadt gezeigt worden war.²⁹ Nach der Befreiung Leningrads öffnete bereits am ersten Mai 1944 eine umfangreiche Ausstellung mit dem Thema „Die heldenhafte Verteidigung Leningrads“ ihre Pforten. Innerhalb weniger Jahre wurde diese zu einem staatlichen Museum mit 36 Sälen ausgebaut.³⁰ Das Museum beherbergte eine umfangreiche Sammlung an Waffen, Mili-

²⁸ D. Chrenkov: Pravde – v glasa!. In: Leningradskaja Pravda (08.09.1990), Nr. 207, S. 2.

²⁹ A. Šiškin, N. Dobrotvorskij: Gosudarstvennyj memorial'nyj muzej oborony i blokady Leningrada. Kratkij istoričeskij očerk (k 60-letiju so dnja osnovanija muzeja). Sankt-Peterburg, 2006.

³⁰ Zum Museum der Verteidigung Leningrads vgl.: Andrea Zemskov-Züge: Zwischen politischen Strukturen und Zeitzeugenschaft. Geschichtsbilder zur Belagerung Leningrads in der Sowjetunion 1943–1953. Göttingen 2012, S. 231–271, sowie: Susanne Brammerloh: Brüchige Erinnerung. Die Geschichte des Blockademuseums. In: Osteuropa Jg. 61 (2011), 8–9, S. 343–351, und Steven Maddox: Healing the Wounds: Commemorations, Myths and the Restoration of Leningrads Imperial Heritage, 1941–1950. https://tspace.library.utoronto.ca/bitstream/1807/16769/1/Maddox_Steven_200811_PhD_thesis.pdf, (28. 3. 2012).

tärgütern und Trophäen. Die Leningrader Parteielite stellte ihre Verdienste um die Rettung der eingeschlossenen Stadt zur Schau. Szenen aus dem belagerten Leningrad waren dargestellt, gleichzeitig fanden in der Abteilung „Der Hungerwinter“ auch das Leid und das Massensterben der Bevölkerung Raum. Zum einen war die Ausstellung eine Propagandaschau gigantischen Ausmaßes, die die Bevölkerung zu Höchstleistungen beim Wiederaufbau animieren sollte. Zum anderen war sie für viele Überlebende ein Ort der Trauer, an dem gleichzeitig ihre Verdienste um das Leben in der Stadt während der Blockade Würdigung fanden.

Während der „Leningrader Affäre“, einer spätstalinistischen Parteisäuberung 1949 und 1950, von der ca. 2000 Parteiangehörige aus Leningrad betroffen waren, geriet das Museum in schwere Kritik und wurde geschlossen. Angeblich hätten die Waffen, die im Museum ausgestellt waren dazu dienen sollen, einen Anschlag auf Stalin vorzubereiten. Führende Museumsmitarbeiter wurden inhaftiert, der Direktor sogar zum Tode verurteilt, kurz darauf jedoch begnadigt.³¹ Hinzu kam, dass 1950 die meisten Leningrader Parteifunktionäre, die während des Krieges Führungspositionen in Leningrad innegehabt hatten, zum Tode verurteilt wurden. Im Museum hatten sie und ihre Verdienste viel Raum eingenommen. Aleksej Kuznecov, während des Krieges Mitglied des Militärsowjets der Leningrader Front, ab 1945 Leningrader Parteisekretär und später ZK-Mitglied hatte sich persönlich für das Museum eingesetzt und auch inhaltlich auf die Ausstellung Einfluss genommen.³² Er wurde, gemeinsam mit anderen Vertretern der Leningrader Parteinomenklatur, 1950 zum Tode verurteilt und hingerichtet.³³

In den späten 1980er Jahren wurde das Schicksal des Museums in Leningrader Zeitungen neu zum Thema. In einer breit angelegten Medienkampagne setzten sich Journalisten und Zeitzeugenorganisationen für eine Wiedereröffnung des Verteidigungsmuseums ein. Den Auftakt bildete ein ausführlicher Zeitungsartikel in der Komsomolzeitung „Smena“, in dem Lev Sidorovskij am 25. März 1988 über das Museum und seine Geschichte berichtete.³⁴ Dabei wurde nicht nur die Entstehungsgeschichte rekonstruiert, sondern auch ausführlich über die Auflösung des Museums und die Verfolgung und Haft einzelner Mitarbeiter sowie des Museumsdirektors Rakov berichtet. Der Artikel endete mit einem Aufruf, das Museum der Verteidigung Leningrads wieder zu eröffnen. Die Geschichte des Museums und seiner Schließung fügte sich gut in eine diskursive Landschaft, in der die Verbrechen Stalins angeprangert werden, der Heldenmythos und die Verdienste der Überlebenden aber geschont werden sollten. Der Fokus der Berichterstattung rich-

³¹ Rakov, Lev. In: *Rossijskaja nacional'naja biblioteka* (Hrsg.): *Istorija biblioteki v biografijach ee direktorov 1795–2005*. Sankt-Peterburg, 2006, S. 381–391. Zur Leningrader Affäre vgl. *Bernd Bonwetsch*: *Die ‚Leningrad-Affäre‘ 1949–1951: Politik und Verbrechen im Spätstalinismus*. In: *Deutsche Studien Vierteljahresshefte* (1990), 28, S. 306–322.

³² *Andrea Zemskov-Züge*: *Zwischen politischen Strukturen und Zeitzeugenschaft. Geschichtsbilder zur Belagerung Leningrads in der Sowjetunion 1943–1953*. Göttingen 2012, S. 239.

³³ Ebenda S. 105f.

³⁴ *L. Sidorovskij*: *Slovo o Muzei. Muzej oborony Leningrada – ego sud'ba byla vysoka i tragična. Tak pust' že on vnov' podnimsja v našem gorode*. In: *Smena*, 25. 03. 1988, S. 2.

tete sich auf die Schließung des Museums. Diesen Akt der Repression gelte es wiedergutzumachen. Der Heldenmythos um die Blockade blieb dabei unangetastet. Ein Jahr später, im März 1989 hatte sich bereits eine Initiative zur Neueröffnung des Museums gebildet. Am 7. März 1989 widmete die „Smena“ eine ganze Seite dem Museum und den Plänen zu seiner Neueröffnung. Die Redaktion der Zeitung kündigte an, sich in besonderem Maße mit einer Aktion für die Neueröffnung des Museums einzusetzen, Informationen über Fortschritte zur Neueröffnung des Museums zu verbreiten, sich an Spendenaufrufen zu beteiligen und eine eigene Rubrik in ihrer Zeitung einzuführen, die sich mit den Belangen des Museums beschäftigen sollte. Als Begründung führt der Autor des Textes, Viktor Jugin, aus, dass durch die Perestrojka ein Unrecht, die Schließung des Museums, freigelegt worden sei. Er erklärt im Namen der Redaktion: „Wir denken, dass im 70. Erscheinungsjahr der Zeitung diese Aktion ein konkreter und konstruktiver Beitrag zur Wiederherstellung der Gerechtigkeit und der Stadtgeschichte sein und zur Reinigung des Gewissens gegenüber den Blokadniki beitragen wird.“³⁵

Das Zitat zeigt, dass die Kampagne für das Museum keineswegs darauf angelegt war, mit alten Interpretationen der Blockade zu brechen. Vielmehr wurde die Schuld und Verpflichtung der Nachlebenden gegenüber der Kriegsgeneration betont. „Smena“ als Komsomol-Organ war in der Logik des Textes ein Ort, an dem solchen alten Verpflichtungen nachgekommen werden musste. In derselben Nummer wurden ein Aufruf sowie ein offener Brief publiziert, die die Neugründung des Museums forderten. Namhafte Kulturschaffende wie Daniil Granin, Autor des Blockadebuches, oder Jurij Voronov, Dichter und engagierter Zeitzeuge hatten diesen unterzeichnet. Interessant ist, dass keiner der Beiträge mit der Notwendigkeit argumentiert, die Geschichte der Blockade in einem Museum zu dokumentieren. Die Neugründung sollte vielmehr das Unrecht der Schließung des ersten Verteidigungsmuseums wieder gut machen. Dazu sei es auch unbedingt notwendig, das Museum am alten Ort, im „Soljanoj Gorodok“ wieder zu eröffnen.

Betrachtet man die Leningrader Museumslandschaft zu dieser Zeit, so wird deutlich, dass die Geschichte der Belagerung der Stadt museal durchaus gut repräsentiert war. Bereits seit 1964 gab es eine umfangreiche Dauerausstellung in einer Filiale des Museums für Stadtgeschichte³⁶, die ausschließlich der Geschichte der Belagerung gewidmet war. Hinzu kam eine kleine dauerhafte Ausstellung im Gedenkpavillon am Piskarevo-Friedhof³⁷ und ein unterirdisches Museum unter dem 1975 errichteten Denkmal am Siegesplatz.³⁸ Seitens des Museums für Stadt-

³⁵ V. Jugin: Slovo o muzee oborony. In: Smena, 7. 3. 1989, S. 1.

³⁶ È. I. Pijaeva: Osobnjak Rumjanceva i ego vladel'cy. Gosudarstvennyj muzej istorii Sankt-Peterburga. St. Peterburg, 2004, S. 21.

³⁷ F. Komelov: Pamjatniki Velikoj Otečestvennoj vojny. In: Bloknot agitatora Jg. 1974, Nr. 35, S. 31–43.

³⁸ Zu den Gedenkort in der Stadt: O. Rusinova: Dolgovečnee kamnja i bronzy. Obrazy blokady v monumental'nych ansambljach Leningrada. In: M. Loskutova (Hrg.): Pamjat' o blokade: Svidetel'stva očevidec'v i istoričeskoe soznanie obščestva. Materialy i issledovanija. Moskva 2006, S. 335–364.

geschichte war angeregt worden, das „alte Verteidigungsmuseum“ im Rahmen des Museums für Stadtgeschichte auferstehen zu lassen. Angesichts der erheblichen finanziellen Mittel, die eine Neugründung erforderte und der Tatsache, dass im Museum für Stadtgeschichte auch Exponate aus dem alten Verteidigungsmuseum zu sehen waren, musste eine solche Lösung durchaus vorteilhaft erscheinen. Aus keinem Beitrag lässt es sich jedoch ersehen, dass sie von den Initiatoren der Museumsinitiative ernsthaft in Erwägung gezogen wurde. Ein Zeitzeuge weist die Idee in der „Smena“ vom 7. April 1989 geradezu empört zurück, da das Museum für Stadtgeschichte ja ein historisch-heimatkundliches Museum sei. Die Mitarbeiter des Museums für Stadtgeschichte, die den Vorschlag vorbrachten, hätten wohl das alte Verteidigungsmuseum nicht gekannt, sowie „die Exponate und Dokumente dieses einzigartigen Denkmals von unschätzbarem Wert, die von der Heldentat der sowjetischen Menschen und der unerschütterlichen Standhaftigkeit der heldenhaften Verteidiger und Bewohner der Stadt Lenins berichteten. [...] In Volgograd, Sevastopol', Kiev, Minsk und anderen Städten gibt es Verteidigungsmuseen. Solch ein selbständiges Verteidigungsmuseum soll auch in Leningrad wieder erschaffen werden.“³⁹

Ironisch fragte der Zeitzeuge weiter, ob sich das Museum für Stadtgeschichte nicht auch demnächst dem Museum der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution unterordnen wolle. Die Argumentation zeigt eine Hierarchie des Gedenkens, die die Geschichte der Belagerung Leningrads in eine Kategorie mit dem Gründungsmythos des sowjetischen Staates einordnet. Die Bedeutung dieser Ereignisse geht danach weit über bloße Stadtgeschichte hinaus.

Bereits am 25. April 1989 berichtete die Zeitung „Večernyj Leningrad“ über einen Beschluss des Ausführenden Komitees des Stadtverwaltung, das Museum der Verteidigung Leningrads neu zu gründen.⁴⁰ In einer feierlichen Zeremonie wurde dem Vorsitzenden des Organisationskomitees zur Wiederherstellung des Verteidigungsmuseums bereits am 28. 4. der Schlüssel zu einer 1000 Quadratmeter messenden Ausstellungsfläche in den Räumen des ehemaligen Verteidigungsmuseums überreicht.⁴¹ Am 8. September desselben Jahres, dem Gedenktag zum Beginn der Belagerung, wurde eine erste kleine Ausstellung mit Gemälden, Grafiken und Skulpturen im neugegründeten Verteidigungsmuseum eröffnet.⁴²

Betrachtet man die Kampagne zur Wiederherstellung des Verteidigungsmuseums, so zeigt sich ein Diskurs, der unter den Umständen der neuen Rede- und Pressefreiheit, neue Themen aufgriff und sich in die allgegenwärtige Stalinismuskritik der Medien unter Glasnost' einreihete. Gleichzeitig wurden kritische Fragen an die Geschichte der Belagerung selbst ausgeblendet. Der argumentative Fokus der Debatte lag auf dem Unrecht der Museumsschließung, nicht auf Unrecht, das durch sowjetische Behörden, während der Blockade begangen worden

³⁹ F. Rjabov: Promedlenie nedopustimo. In: Smena 07. 04. 1989, S. 4.

⁴⁰ Muzej v Soljanom gorodke. In: Večernij Leningrad, 25. 4. 1989, S. 1.

⁴¹ N. Baklan: Vozvraščenie mečty. In: Leningradskaja Pravda, 9. 5. 1989, S. 4.

⁴² Sveči i chleb. In: Smena, 9. 9. 1989, S. 1.

war. Schließlich hatte sich auch die vielgerühmte Ausstellung des alten Verteidigungsmuseums an den Prinzipien stalinistischer Geschichtspolitik orientiert.⁴³ Dies auszublenden kam den Bedürfnissen vieler Überlebender entgegen, deren Status als Kriegshelden nicht durch kritische Hinterfragung ihrer Tätigkeiten gefährdet wurde. Dem kam zunehmende Bedeutung zu, da die Vergünstigungen, die die Überlebenden dringend brauchten, in der Traditionen des Heldenmythos durch ihre heldenhaften Leistungen, nicht aber durch ihren Opferstatus gerechtfertigt wurden.⁴⁴

Die Kampagne zur Neueröffnung des Verteidigungsmuseums zielte weit mehr auf die symbolische Bedeutung des alten Museums und instrumentalisierte Schuldgefühle gegenüber der Kriegsgeneration, als dass sie sich auf eine faktische Notwendigkeit gründete, einen Gedenkort in Leningrad zu schaffen. Die Aktion fiel in eine Zeit großer ökonomischer Probleme, die sowohl den Staatshaushalt, als auch die Bevölkerung betrafen, die Mittel für das Museum spenden sollte. Es war und blieb lange unklar, woher die Mittel für die Museumsgründung kommen sollten. Auch nachdem das Museum wiedereröffnet worden war, blieben die materiellen Probleme bestehen.⁴⁵

Blockadegedenken in Deutschland: Der Film „Blockade“ von Thomas Kufus

Wie in Russland kann auch in Deutschland nicht von einem einheitlichen Bild der Belagerung Leningrads ausgegangen werden. Je nachdem, welches Erinnerungskollektiv sich erinnerte, ob ehemalige Soldaten oder ehemalige Befehlshaber, ob man sich in Ost- oder Westdeutschland erinnerte, und zu welcher Zeit erinnert wurde, lassen sich unterschiedliche Interpretationsmuster unterscheiden. Eines aber hatten sie gemeinsam: die zivilen Opfer, die die Belagerung der Stadt Leningrad gefordert hatte, wurden, vor allem in der westdeutschen Perspektive, jahrzehntelang geflissentlich ignoriert. Jörg Ganzenmüller schreibt: „Die hierzu-land verbreitete Unkenntnis steht in einem eklatanten Widerspruch zur Tragweite des Ereignisses: Rund eine Million Menschen starben im Zuge der deutschen Belagerung an Hunger und seinen Folgen. Das sind rund doppelt so viele Zivilisten, wie in Deutschland während des gesamten Krieges durch die alliierten Luftangriffe umkamen.“⁴⁶

⁴³ Vgl. *Zemskov-Züge*, Zwischen politischen Strukturen und Zeitzeugenschaft, S. 247–252.

⁴⁴ T. Voronina: Die Schlacht um Leningrad. Die Verbände der Blockade-Überlebenden und ihre Erinnerungspolitik von den 1960er Jahren bis heute. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* Jg. 60 (2012), 1, S. 58–77, S. 72.

⁴⁵ Vgl. I. Ivanova: Ne opozdat'. In: *Leningradskij Rabočij*, 02. 03. 1990, S. 10; I. Ivanova: Muzej oborony atakuet deputatov Lensoвета, a te zabyvajut o sobstvennych rešenijach. In: *Nevskoe Vremja*, 30. 4. 1991..

⁴⁶ Jörg Ganzenmüller: Nebenkriegsschauplatz der Erinnerung. Die Leningrad-Blockade im deutschen Gedächtnis. In: *Osteuropa* Jg. 61 (2011), 8–9, S. 7–21, S. 7.

Über viele Jahrzehnte erschien kein deutschsprachiges Standardwerk zur Geschichte der Blockade Leningrads. Das Vorgehen der Soldaten, Zerstörungen und Massenmorde sowie der unmenschliche Umgang mit den Kriegsgefangenen wurden vielfach als „normale“ Kriegsfolgen dargestellt. Die Blockade Leningrads galt weithin als „unbestrittene Methode der Kriegsführung“.⁴⁷ Besonders in Westdeutschland war Leningrad auch lange nach Kriegsende in den Geschichtsbüchern nichts als ein „geographischer Name“, ein „operatives Kriegsziel“ und der abstrakte Ort des Kriegsgeschehens geblieben, der er schon in der deutschen Kriegspropaganda gewesen war.⁴⁸ Nicht selten wurden in Schulbüchern falsche Angaben gemacht oder sogar Karten abgebildet, auf denen die Stadt nicht eingeschlossen war.⁴⁹

In der DDR waren die Leiden der Leningrader Bevölkerung während des Krieges nicht ganz so unbekannt. Das offizielle Gedenken identifizierte sich mehr mit den Opfern des Krieges. Allerdings lässt sich kaum eine differenziertere Auseinandersetzung mit den Gründen für die Belagerungsstrategie und der Verantwortung Einzelner als in Westdeutschland feststellen. Der ostdeutsche Historiker Helmut Bergschicker schloss sogar rassenideologische Hintergründe der Blockade ausdrücklich aus.⁵⁰ Das Blockadebuch, das das Leben und Sterben der Leningrader Zivilbevölkerung zum zentralen Thema machte und in der Sowjetunion so viel Aufsehen erregt hatte, erschien 1984 und 1987 in der DDR, nicht aber in Westdeutschland.⁵¹ Erst nach der deutschen Vereinigung und dem Zusammenbruch der Sowjetunion, 50 Jahre nach Kriegsende, eröffneten sich neue Wege im deutschen Kriegsgedenken. Neue Reise- und Forschungsmöglichkeiten lockten Studierende, Journalisten und Kulturschaffende, sich selber ein Bild vom Leben in „Ostblock“ zu machen. Dabei wurden auch der Krieg und seine Folgen erneut zum Thema.

Ein Beispiel für diese „Neubegegnung“ mit alten Themen ist der Film „Blockade“ des Regisseurs Thomas Kufus, der bei den Berliner Filmfestspielen im Februar 1992 Premiere hatte. Kufus hatte sich der Möglichkeit bedient, im Winter 1991 in Leningrad zu filmen, während sich die Sowjetunion in Auflösung befand. Gleichzeitig gab er Archivrecherchen in Auftrag, die bisher geheimes Filmmaterial aus sowjetischen Wochenschauen der Kriegszeit zutage förderten, das die Situation im belagerten Leningrad zeigt. Im Film sind neue Aufnahmen aus Leningrad im Umbruch – im Winter 1991 – mit den Archivaufnahmen aus der Zeit der Belagerung zusammengefügt worden. Zusätzlich werden Interviews mit Überlebenden gezeigt, die unterschiedliche Aspekte des Lebens in der belagerten Stadt verkörpern: Ein Germanist, der allgemeine Überlegungen und Einschätzungen zur politischen Situation in der stalinistischen Sowjetunion mit eigenen Erlebnissen illustriert, ein ehemaliger Soldat, der über die Kämpfe um

⁴⁷ Ebenda, S. 13.

⁴⁸ Ebenda, S. 10.

⁴⁹ Ebenda, S. 7.

⁵⁰ Ebenda, S. 18.

⁵¹ Ales Adamowitsch, *Daniil Granin: Das Blockadebuch*, Berlin, 1984.

die Stadt berichtet, eine Künstlerin, die eindrucksvoll ihre visuellen Wahrnehmungen der belagerten Stadt schildert, eine Leningraderin, die 1942 ein Kind in Leningrad zur Welt gebracht hatte und eine Baltendeutsche, die, durch Zufall im Herbst 1939 in die Stadt geraten, die Belagerung ohne persönliche Netzwerke und nur mit minimalen materiellen Gütern überlebte, sowie ein Zeitzeuge, der Auskunft über die Schutzmaßnahmen bei Angriffen vor Ort gibt. Ihre Erzählungen sind frei von jedem Heldenpathos. Sie schildern vielmehr ihr eigenes Erleben und die Alltagspraktiken, die nötig waren, um das eigene Überleben zu sichern. Zusammen mit den Archivbildern ergeben sich zuweilen unerträgliche Eindrücke von Hoffnungslosigkeit und Schrecken in der belagerten Stadt. Auch die Leningrader Behörden und ihre Maßnahmen gegen die Hungerkatastrophe werden keinesfalls idealisiert, sondern durchaus kritisch betrachtet. Am Ende des Filmes kommen zusätzlich die Leningrader Affäre und die Schließung des Verteidigungsmuseums zur Sprache. Konsequenter stellt der Film die Belagerung in den Kontext des Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion und einer Hungerpolitik der Besatzer, mittels derer die Bedürfnisse der deutschen Bevölkerung befriedigt werden sollten.

Die 1991 entstandenen Filmausschnitte stehen zumeist in keinem inhaltlichen Zusammenhang mit dem gesprochenen Text. Sie lassen auch die Sensibilität vermissen, die während der Interviews spürbar wurde. Die zufällig aufgenommenen Passanten erscheinen oft unangenehm berührt von der Kamera, die minutenlang auf sie gerichtet wird, man hört sie auch darüber mutmaßen, warum die Ausländer gerade sie als Motiv gewählt hätten.

Ein Kommentator liefert in neutralem Tonfall Hintergrundinformationen über die Kriegspläne, Kriegsführung und die Hungerpolitik des deutschen Reiches. Im Kommentar treten als handelnde Personen des Narrativs zumeist Hitler und führende Vertreter des nationalsozialistischen deutschen Staates sowie der Wehrmacht auf. Dies bildet einen eigentümlichen Kontrast zu den Erzählungen der Überlebenden, die zumeist aus einer sehr individuellen und persönlichen Perspektive berichten. Ihren Erzählungen wurden ausschließlich Handelnde der politischen Entscheidungsebene, nicht aber Soldaten, die sich vor Leningrad befunden hatten, gegenübergestellt.

Parallel zum Film erschien der Sammelband „Blockade. Leningrad 1941–1944“, der russische und deutsche Dokumente sowie Essays mit Materialien aus dem Film vereinigte.⁵² In ihm spiegeln sich auch neue russische Sichtweisen, die durchaus Kritik an der eigenen sowjetischen Führung beinhalteten.

Die Veröffentlichung des Buches und die Premiere des Films bei den Berliner Filmfestspielen 1992, sowie weitere Aufführungen in verschiedenen Städten hatten eine ganze Reihe von Zeitungsbeiträgen und Besprechungen in deutschen Zeitungen zur Folge. Allen voran veröffentlichte der „Spiegel“ noch im Dezember 1991, 50 Jahre nach dem Leningrader Hungerwinter, einen umfangreichen Artikel

⁵² Antje Leetz, Barbara Wenner: Blockade Leningrad 1941–1944. Dokumente und Essays von Russen und Deutschen. Reinbek bei Hamburg, 1992.

über die Belagerung Leningrads, der mit einem Vorabdruck der Erinnerungen von Dmitrij Lichačev aus dem Sammelband ergänzt wurde. Stärker noch als im Film fällt auf, dass als Akteure der Belagerung vor allem Hitler und Stalin als sein Gegenspieler präsentiert werden. Vor allem am Beginn des Textes ist Hitler die einzige handelnde Person: Hitler „hämt“ Leningrad „werde sich selbst auffressen“, er „fiel [...] mit über 3 Millionen Soldaten in Russland ein“, „hielt [...] seine Generäle zu brutalstem Vorgehen an“ und „hatte [...] es auf die alte russische Kapitale abgesehen“.⁵³ Antisemitismus und Antikommunismus werden als ideologischer Hintergrund der Belagerung genannt. Bedenken seitens der Soldaten habe von Manstein ideologische Argumente entgegen gesetzt. Stalin habe, auf der anderen Seite, seine Truppen mit „ähnlichem Fanatismus angetrieben“.⁵⁴ Diese Behauptung wird durch den Autor allerdings nicht weiter erklärt oder belegt.

Die Hungersnot in Leningrad wird eindeutig auf die deutsche Kriegstaktik im Vernichtungskrieg zurückgeführt, das Leiden der Leningrader Zivilbevölkerung ausführlich und mit seinen Begleiterscheinungen, wie dem Kannibalismus, beschrieben. Schließlich geht der Autor auch auf die sowjetischen „weißen Flecken“ ein: „Stalins Rolle während und nach der Blockade gibt immer wieder Anlass zu wilden Spekulationen. Der Leningrader Journalist Andrej Tschernow erhebt nun auch Vorwürfe gegen die damaligen Funktionäre der Stadt. Jüngst entdeckte, im Dezember 1941 aufgenommene Fotos von Luxus-Backwaren wie den berühmten ‚Petersburger Rumkugeln‘ belegten, dass sich die Privilegierten mit Lebensmitteln versorgt hätten, während Hunderttausende den Hungertod erlitten.“⁵⁵

Erst ganz am Schluss wird deutlich, dass auch der Autor mehr Beteiligte an der Leningrader Hungersnot als Hitler und von Manstein auszumachen vermag. In zwei kurzen Absätzen erwähnt er die Erschießung deutscher Offiziere in der Sowjetunion nach Kriegsende, aber auch die vorzeitige Entlassung des ehemaligen Generalstabschefs Friedrich Foertsch aus der Gefangenschaft, der ab 1955 seine Karriere in der Bundeswehr fortsetzte und 1961 zum Generalinspekteur aufgestiegen sei, sowie den deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, der 1943 als Oberstleutnant an der Belagerung beteiligt gewesen war.

Insgesamt vermischen sich in dem Beitrag verschiedene ältere und neuere Interpretationsweisen der Belagerung: Hitler wird in der Darstellung zum allmächtigen Akteur, gestützt von seinen Generälen, die den Bedenken der „sauberen“ Wehrmachtssoldaten kein Gehör schenken. Insgesamt wird der Krieg als Konflikt zweier Fanatiker, nämlich Hitlers und Stalins, beschrieben. Diese, in Deutschland weit verbreitete Darstellungsweise vermischt sich mit neuen Narrativen: der Erzählung über die Leiden der Leningrader Bevölkerung und der neuen, aus dem russischen Glasnost'-Diskurs „importierten“ Kritik an den sowjetischen Behörden. Zuletzt lassen sich auch Spuren einer neueren deutschen Geschichtsbetrachtung feststellen, die die Karrieren ehemaliger militärischer und politischer Ent-

⁵³ „Legt Euch in eure Särge“. In: Der Spiegel Jg. 45 (1991), H. 52, S. 104–110, S. 104.

⁵⁴ Ebenda, S. 105.

⁵⁵ Ebenda, S. 110.

scheidungsträger der nationalsozialistischen Diktatur in der Bundesrepublik kritisch betrachtet. Da er gemeinsam mit dem Zeitzeugenbericht von Lichačev abgedruckt wurde, muss festgehalten werden, dass der „Spiegel“ den Schwerpunkt seines Berichts zur Blockade insgesamt durchaus auf die Leningrader Zivilbevölkerung und ihr Erleben legt. Eine ausführliche Darstellung der Beteiligten auf deutscher Seite, die auch ehemalige Soldaten und ihre Sichtweise mit einbezogen hätte, sowie eine differenzierte Darstellung der Entscheidungen und Entscheidungsträger blieb jedoch in dem umfangreichen Bericht aus.

Nach der Uraufführung des Films „Blockade“ während der Berlinale, sowie bei einer Vorführreise, bei der der Regisseur den Film, teilweise gemeinsam mit einem Zeitzeugen, in mehreren westdeutschen Städten präsentierte, erschienen eine Reihe von Filmkritiken, die eine ähnliche Mischung älterer und neuerer deutscher und russischer Sichtweisen der Blockade aufweisen. Auffällig ist allerdings, dass der Autor seinen Film nur in Westdeutschland persönlich vorführte. So beziehen sich auch die Filmkritiken und Veranstaltungsberichte vorwiegend auf bisher in Westdeutschland verbreitetes Wissen beziehungsweise Nicht-Wissen über die Belagerung Leningrads. Das Blockadebuch findet in keinem der Beiträge Erwähnung. Die meisten Informationen über die Blockade, die in den Filmbesprechungen wiedergegeben werden, entstammen dem Film selber. So schrieb die „Neue Presse“ Coburg: „Die endgültige Befreiung der Stadt wurde 1944 mit einem riesigen Feuerwerk gefeiert, und gleich nach dem Krieg wurde ein Museum eingerichtet. Doch 1949 ließ es Stalin schließen und machte den führenden Vertretern des Stadt den Prozess: 2000 Parteifunktionäre und leitende Angestellte wurden verhaftet und zum Tod oder zu Gefängnisstrafen verurteilt.“⁵⁶ Das Zitat zeigt, wie über den Film auch aktuell in Leningrad diskutierte Fragen dem deutschen Publikum zugänglich wurden.

Die Entscheidung des Regisseurs, altes Filmmaterial mit neuen Aufnahmen aus den Straßen Leningrads zu kombinieren, wurde unterschiedlich beurteilt. So kritisierte Sabine Horst in der „Frankfurter Rundschau“: „In Leningrad starben während der neunhundert Tage der Blockade mehr als eine Million Menschen – keine Begleiterscheinung eines ohnehin furchtbaren Krieges, sondern ein geplantes Verbrechen, das sich ähnlich wie der Massenmord in den Konzentrationslagern gegen jede Relativierung sperrt. Indem Kufus jedoch Bilder aus dem heutigen Leningrad in seinem Film montiert, zieht er – vielleicht ungewollt – fragwürdige Parallelen. ‚Blockade‘ suggeriert, dass sich die Lebensverhältnisse unterm Sozialismus mit denen während der Belagerung vergleichen lassen.“⁵⁷

Sibylle Schulze kam hingegen im „Göttinger Tageblatt“ zu dem Schluss, der Regisseur wolle mit der Montage darauf hinweisen, dass die Verantwortung der Deutschen für die Wiedergutmachung des geschehenen Leids sich nicht auf eine

⁵⁶ H.F.: Der Tod triumphierte millionenfach. Historisches Zeugnis und Hommage an die Menschen. In: Neue Presse Coburg, 19. 3. 1992, S. 12.

⁵⁷ Sabine Horst: Späte Erfüllung, malerischer Ausstieg, falscher Vergleich. In: Frankfurter Rundschau, 19. 2. 1992, Nr. 42, S. 8.

bloße Rückschau beschränken könne.⁵⁸ Kufus selber hatte für diese Darstellungsweise zwei Gründe angegeben: Zum einen seine Faszination durch die Stadt, die er bereits 1989 besucht hatte, zum anderen die Aussage, die er während der Vorbereitungen des Films wiederholt gehört habe, dass die Stadt einen fast authentischen Drehort darstelle.⁵⁹

In einigen Zeitungsbeiträgen steht weniger der Film als die jeweilige Begleitveranstaltung im Zentrum. Diese ermöglichen auch einen Einblick in die Reaktionen des Publikums auf den Film. So kommt beispielsweise Herbert Straeten in der NRZ zu dem Ergebnis, der Film sei erschütternd, die nachfolgende Diskussion jedoch unbefriedigend gewesen. Anscheinend hatte es Einwände deutscher Zeitzeugen gegeben: „In der Diskussion [...] gab es jene generationsbedingten Missverständnisse mit ehemaligen Kriegsteilnehmern, die ‚damals bis Leningrad marschierten‘ und im Dreck liegen blieben. Sie wussten nicht, was Hitler plante und die Historiker heute wissen. Die Landser kannten nicht den ‚Generalplan Ost‘; nach dem Russlands Städte und ihre Bürger als Untermenschen vernichtet werden sollten. Das ist 50 Jahre danach kaum noch zu begreifen. Doch gerade das macht die Bedeutung dieses Abends aus, trotz Pausen-Imbiss samt russischem Borschtsch und deutschem Bier. Aber so ist das, wenn der Schrecken ein halbes Jahrhundert später zum Film geworden ist.“⁶⁰

Der Journalist reflektiert nicht, dass, auch wenn vielleicht manche Soldaten Illusionen über die Kriegsziele hatten, die rassistische, menschenverachtende Ideologie doch von erschreckend vielen geteilt wurde, die in den militärischen Gegnern eher Tiere als Menschen sahen.⁶¹

Zusammenfassend muss gesagt werden, dass die allermeisten Filmbesprechungen den Film „Blockade“ positiv beurteilten und sein Ziel, die Leiden der Zivilbevölkerung der deutschen Öffentlichkeit nahe zu bringen, ausgesprochen positiv aufgenommen wurde. Kritik bezog sich ausschließlich auf die gewählten Darstellungsmittel, nicht aber auf inhaltliche Aspekte. Der Film trug dabei dazu bei, eine wichtige Aufgabe im deutschen Gedenken an die Blockade Leningrads wahrzunehmen: Durch den wachsenden wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Austausch musste ein neues Gleichgewicht zwischen russischen und deutschen, zivilen und militärischen Fragestellungen und Gesichtspunkten in Forschungen über und Gedenken an die Blockade gefunden werden. Die Erinnerungen der deutschen Kriegsteilnehmer wurden neu hinterfragt, mit anderen Ergebnissen als

⁵⁸ Schulze, S.: Nüchterner Blick auf unermessliches Leid. In: Göttinger Tageblatt, 25.06.1992, ohne Seitenangabe.

⁵⁹ Simonowicz, A.: Ohne falsches Mitleid. In: Tip, 27.2.–11.3.1992, S. 36–38, S. 38.

⁶⁰ Straeten, H.: Ein Abend, der Gefühle freisetzt. Essener Filmemacher zeigt Blockade Leningrads. In: NRZ Zeitung für Essen, 29.2.1992, Nr., 51, ohne Seitenangabe.

⁶¹ Dies zeigen beispielsweise die Feldpostbriefe, die in der ersten Wehrmachtausstellung wenige Jahre später einem breiten deutschen Publikum zugänglich gemacht wurden. Vgl.: Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht im Osten. Ausstellungskatalog, 1. Aufl., Hamburg, 1996, S. 181. Erst in der zweiten Wehrmachtausstellung wurde der Kriegsschauplatz Leningrad jedoch ausführlicher behandelt. Vgl.: Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944. Hamburg, 2002, S. 308–326.

noch in den 1970er und frühen 1980er Jahren. Ein weiteres Verdienst des Filmes ist, dass er es geschafft hat, den Heldenmythos um die Blockade konsequent zu vermeiden und gleichzeitig die neuen Erkenntnisse und Sichtweisen, die sich im russischen Blockadegedenken seit Glasnost' etabliert hatten einer deutschen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Diese wurden sowohl von den Filmkritiken als auch dem Bericht im „Spiegel“ aufgegriffen und erreichten so eine größere Öffentlichkeit als der Film selber.

Zusammenfassung

In den 1980er Jahren durchlief das sowjetische Kriegsgedenken einen radikalen inhaltlichen Wandel. Dieser wirkte sich auch auf das öffentliche Gedenken an die Belagerung Leningrads aus. Mit der Dekanonisierung des sozialistischen Realismus konnten eine Vielzahl von Themen aus dem individuellen Erinnern der Zeitzeugen in das öffentliche Gedenken und auch die Diskussionen über die sowjetische Geschichte Eingang finden. In der Kampagne zu Wiedereröffnung des Museums der Verteidigung Leningrads zeigt sich, dass durchaus nicht alle Erinnerungspolitik vollkommen mit den Stereotypen des Sozialistischen Realismus brach. Vielmehr lässt sich eine Kombination von Motiven der Stalinismuskritik mit den positiv belegten Heldenstereotypen feststellen. Der Film „Blockade. 1941–1944“ stellt das individuelle Erleben der Leningrader Zivilbevölkerung in den Mittelpunkt, das zuvor, zumindest in Westdeutschland nur wenig bekannt war. Mit seiner Einordnung der Belagerungstaktik als Mittel des Vernichtungskrieges und Teil einer deutschen Hungerstrategie macht der Film die zentralen Forschungserträge zur Blockade einem breiten Publikum zugänglich. Insgesamt ist es als ein Verdienst des Film zu sehen, dass zum einen das Erleben der Leningrader Zivilbevölkerung für ein deutsches Publikum greifbar gemacht, darüber hinaus auch Einblick in Erkenntnisse und Diskussionen gegeben wurden, die in der Sowjetunion erst durch Glasnost' möglich geworden waren.

